

Bericht zum Studiensemester 2019 an der Universität Leipzig

1. Die Zeit und die Orte

Oft stand ich auf meinen Bahnfahrten zwischen Wittenberg und Leipzig am Fenster und ließ die Welt draußen mal auf dieser mal auf jener Seite an mir vorüberziehen. Van Morrison, Sting und viele andere lieferten den Soundtrack dazu per Kopfhörer direkt in mein Ohr. Vieles wurde immer bekannter und manchmal konnte ich schon voraussagen, was nach einem kleinen Waldstück oder einem kleinen Schrebergarten folgen würde. Doch bis zum Schluss entdeckte ich immer wieder neue Ausblick und Motive, die mich überraschten. Im Bordbistro oder auf dem Gang begegnete ich Menschen, mit denen ich eine kurze Strecke meines Lebensweges teilte, bis wir wieder auseinander gingen.

So ähnlich geht es mir jetzt beim Verfassen dieses Studienberichts mit all den Erlebnissen und Ergebnissen. Einige Bilder und Begegnungen haben sich in mein Gedächtnis eingebrannt, andere kann ich nicht festhalten, muss sie loslassen und darauf hoffen, dass sie wiederkehren. Aber sie sind nun Bestandteile meiner Lebensreise. Einiges prägt sich mir sofort ein, anderes nehme ich kopfschüttelnd zur Kenntnis in der Hoffnung, dass es sich mir in seiner Bedeutung noch erschließen wird oder eben als verblassende Erinnerung in der Vergangenheit zurückbleibt. Das Bild des Unterwegsseins wird federführend für diese Zeilen, die sich so zu einer Art Reisebericht zusammen fügen.

1.1. Leipzig

Im Sommersemester 2019 vom 01.04.- 12.07.2019 bin ich als Gasthörer an der Universität Leipzig eingeschrieben und besuche folgende Veranstaltungen.

Deeg Alexander/Lehnert, Christian, Sprache im Gottesdienst; Vorlesung;
Frenschkowski, Marco, Das frühe Christentum als Missionsreligion; Seminar;
Frenschkowski, Marco, Jesus: was wir wissen, was wir gerne wüssten, Vorlesung;
Ulrichs, Karl Friedrich, „Kritischer müssten mir die Historisch-Kritischen sein!“
Das Neue Testament im Werk Karl Barths; Seminar;
Yendell, Alexander, Religion in modernen Gesellschaften – Säkularisierung und Wiederkehr des Religiösen?; Seminar;
Raatz, Georg, Bibelhermeneutik. Krisen und Konstruktionen seit der Aufklärung; Seminar;

Mehrmals in der Woche fahre ich nach Leipzig an die Ev.-Theologische Fakultät am Martin-Luther-Ring schräg gegenüber vom Bundesverwaltungsgericht. Als ich im Februar einmal für eine erste Ortserkundung dort war, habe ich sie nicht gefunden. Hinterher erfahre ich, dass sie schon seit Jahre in einem Provisorium untergebracht ist. Auf drei halbrunden Etagen finde ich die Büroräume, vier Seminarräume und einen Vorlesungsraum. Es hat den Charme eines Schulzentrums aus den 70ern, das einen Trakt an die Volkshochschule vermietet hat, und die sich jetzt um die Kosten für notwendige Anschaffungen und Renovierungsarbeiten streiten. Mag das symptomatisch sein für den ständig größer werdenden Legitimationsdruck einer konfessionell gebundenen theologischen Fakultät einer bestimmten religiösen Prägung innerhalb des universitären Wissenschaftsbetriebes: ich bekomme Respekt und Achtung vor all den Lehrenden, Studierenden und Mitarbeitenden, die in dieser universitären Gemeinschaft an diesem Ort mit hohem Engagement Theologie treiben.

Die Leipziger Innenstadt mit ihren beeindruckenden historischen Gebäuden hinterlässt einen nachhaltigen Eindruck. Tradition und Moderne finden sich z.B. wieder in der ge-

schichtsträchtigen Thomaskirche und dem Paulinum, das mit seiner unübersehbaren Relief-fassade der Theologie einen (nicht unumstrittenen!) architektonisch beeindruckenden Ausdruck im Stadtbild verleiht.

Nach Selbstaussage auf der Internetseite erforscht die „evangelisch-theologische Fakultät der Universität Leipzig (...) die religiöse Tradition des Christentums als eine der wichtigsten Grundlagen der abendländischen Kultur. Zugleich sieht sie ihre Aufgabe darin, die lebendige christliche Botschaft in der Gesellschaft wissenschaftlich zu reflektieren und dadurch künftige Pfarrer/innen und Lehrer/innen auf ihre Aufgaben vorzubereiten.“

Es ist genau der hier entstehende notwendige Diskurs, in dem religionssoziologische Beobachtungen und damit verbundene Schlussfolgerungen mit theologischen Erkenntnissen und Anfragen in einen Dialog treten müssen, von dem ich mir Antworten auf Fragen meiner pastoralen Existenz und Praxis erhoffe.

1.2. Wittenberg

Ich wohne in Wittenberg und nehme dort am Zentrum für evangelische Gottesdienst- und Predigtkultur bei Dr. Dietrich Sagert und Susanne Mathis-Meuret an einem individuellen Text- und Auftritts-Coaching anhand einer vorher eingereichten und gehaltenen Predigt teil.

Man findet in Wittenberg eine evangelische Akademie, die Leurocea – Universität Halle-Wittenberg, ein Predigerseminar und ein Zentrum für evangelische Gottesdienst- und Predigtkultur, dazu vier Stätten des Weltkulturerbes so dicht beieinander wie sonst kaum auf der Welt. Wittenberg wirkt aufgeräumt, saniert und renoviert, modern und durchgestylt. Auch wenn Leerstände bei den Geschäftsräumen in der Fußgängerzone nicht zu übersehen sind.

Meine Ferienwohnung liegt direkt neben dem 360-Grad-Asisi-Panorama „Luther 1517“. Der Vermieter wirbt auch auf seiner Homepage damit, war aber nach eigener Aussage selbst noch nie drin. In einem religionssoziologischen Seminar lerne ich schnell: ich befinde mich in der gottlosesten Gegend der Welt, nur Tschechien soll noch schlimmer sein – zumindest wenn man den empirisch erhobenen Umfrageergebnissen glauben darf.

Ich genieße die Entscheidung in Wittenberg zu wohnen und zwei bis drei Mal in der Woche nach Leipzig zu fahren. Meine Ferienwohnung liegt im Hinterhof eines wuchtigen Mehrfamilienhauses. Sie ist durch eine hohe Wand sowie zwei schweren Türen auf beiden Seiten eines Durchgangs, durch den man den Hinterhof betreten kann, von der Welt getrennt. Sie liegt direkt am sogenannten Wall, dem teilweise trockengelegten und als Parkanlage gestalteten ehemaligen Burggraben, der Wittenberg umgibt. Dieser Ort hat etwas Klösterliches. Ich finde viel Zeit zum Lesen. Wenn mir nach Bewegung ist, jogge ich einmal den Wall entlang und wieder zurück. Ist mir nach Begegnung, gehe ich die verkehrsberuhigten Straßen auf die Schlosskirche zu zum großzügig gestalteten Rathausplatz und trinke einen Espresso. Bücher kaufe ich in der Alpha-Buchhandlung, mit deren Inhaberin ich über die großen und kleinen Probleme Wittenbergs ins Gespräch komme. Ich kaufe und bepflanze einen kleinen Blumenkasten, den ich am Metallgitter des kleinen überdachten Vorsprungs befestige, auf dem ich sitze, Pfeife rauche und die ZEIT lese. Den Blumenkasten lasse ich bei der Abreise da. Mal sehen, ob er noch da ist, wenn ich vielleicht mal zurückkomme.

1.3. Braunschweig

Das Atelier Sprache ist im Theologischen Zentrum der Ev.-luth Landeskirche Braunschweig beheimatet. Am Rande der Altstadt Braunschweigs und doch im Zentrum der Stadt liegt das Brüdernkloster, das von Franziskanermönchen im 13. Jahrhundert errichtet wurde: greifbare Stille inmitten der Betriebsamkeit geschäftiger Menschen. Ich frage mich, ob die Menschen, die vorbei gehen, wissen, was sich hinter den Mauern des Klosters verbirgt. Ich besuche dort einen mehrtägigen Workshop bei Anne Gideon und Johanna Klee unter dem Titel „Wortwerden“ zum Kennenlernen und Einüben von Methoden aus den Bereichen Leichte Sprache, Poetry Slam, TED-Talk und Performancetraining. Das Programm ist dicht. Konzentrierte andächtige Momente im Klosterhof wechseln sich ab mit herausfordernder Textarbeit. Und immer wieder werden wir auch zum Sammeln von Anregungen in dieses geschäftige Treiben in der Braunschweiger Altstadt geschickt. An einem Haus entdeckt ein Teilnehmer die Inschrift „dominum manet“, das als Hausinschrift in Verbindung mit Psalm 127,1 verwendet wurde „Wenn der HERR nicht das Haus baut, so arbeiten umsonst, die daran bauen“. Ob das die Menschen noch wissen, die daran vorbei gehen? Menschen aus ganz Deutschland und den unterschiedlichsten kirchlichen Arbeitsfelder kommen zu diesem Workshop zusammen. Es entsteht eine Gemeinschaft auf Zeit, in der man sich trauen darf in einer wohlwollend ermunternden und korrigierenden Atmosphäre mit dem Wort und den Wörtern zu spielen, um seinen eigenen Stil zu finden.

2. Die Erlebnisse:

Da es mir unmöglich erscheint, alle Inspirationen, Facetten, Gedankengänge, Impulse und Gesprächsanregungen, die mir auf dem Weg durch das Studiensemester begegnet sind, zusammenfassend darzustellen, versuche die mir in erste Linie relevant erscheinenden Inhalte mit konkreten Erlebnissen und Beobachtungen zu verknüpfen. Dass ein Bericht somit nur aus Mosaiksteinchen und Blitzlichtern bestehen kann, liegt wohl in der Natur der Sache. Aber ich denke, dass ein Trend und eine Tendenz daraus ersichtlich werden können. Und ich muss auch gestehen, dass mir ein Gesamtbild selbst noch nicht vollständig erkennbar ist und einiges im Dunkeln der erhellenden Erkenntnis wartet. Es ist halt wie nach einer langen und eindrucksvollen Reise, wenn im Alltag plötzlich und unerwartet eine bestimmte Erinnerung aufsteigt und mich lächeln oder die Stirn runzeln lässt

2.1. Die Taufe

Alexander Garth, Pfarrer an der Marienkirche zu Wittenberg, der Predigtstätte Martin Luthers, sagt nach der Taufe in seiner Predigt sinngemäß: „Welchen anderen Grund sollte es geben, dass eine Familie ihr Kind zur Taufe bringt, als ein lebendiger Glaube?“ Beinahe hätte ich mich gemeldet und gesagt: „Ich bin ein Kollege aus dem Ruhrgebiet. Und nach meiner Erfahrung fielen mir da schon noch einige andere ein!“

Da stehen sich die beiden Interpretationsmöglichkeiten eines Taufgeschehens also gegenüber: im Osten, dem man sprichwörtlich schon nachsagt, hier habe man vergessen, dass man Gott vergessen hat, bekommt die Taufe Bekenntnischarakter und im Westen ist sie immer noch überwiegend Ausdruck eines religiösen Bedürfnisses, auch wenn dies auf immer weniger Anfragen zutrifft. Sollen wir dankbar sein, dass die Zahl der oft beschworenen „Karteileichen“ endlich abnimmt oder liegen da nicht vielmehr „Schätze“ herum, die gehoben werden wollen, also sozusagen auf ihre „Auferweckung“ warten? Wäre man eigentlich in den Gemeinden im Osten unserer Republik froh über unsere Zustände?

Ein religionssoziologisches Umfrageergebnis zeigt, dass irgendwann in den achtziger Jahren die Zahl derer, die nach Selbstaussage eine religiöse Erziehung und/oder kirchliche Prägung erlebt und/oder erlitten haben, rapide abnimmt. Richtet man den Focus weg von den Befragten hin zu den Eltern der heute ihrerseits nun für die Erziehung verantwortlichen 30 bis 40jährigen, dann sind es eben die 40 bis 60jährigen, die eine religiös-kirchliche Erziehung entweder nicht mehr für wichtig hielten oder sie mehr in die Freiheit der Heranwachsenden gelegt haben. Wir sollten uns fragen, wie es dazu kam? Und auch wiederum sollten wir die 60 bis 80jährigen fragen, die für die Prägung derer zuständig waren, die dann in den achtziger Jahren so entschieden haben. Egal wie die Antwort ausfällt, sie zeigt den immer wieder benannten Traditionsabbruch deutlich. Hier wird der Unterschied zwischen Religion als gesellschaftlich akzeptierter und notwendiger integrativer alltäglicher Erscheinung auf der einen Seite und einem Glauben als individuell zu wählendem Lebensentwurf mit den dazugehörigen Entscheidungen und Konsequenzen deutlich. Und dies spiegelt sich eben auch in der religionssoziologischen Forschung wider.

Wenn Pollack/Rosta's zusammengefasste Hypothese zur Bestimmung des inhaltlichen Kerns von Religion lautet, „dass alle religiösen Sinnformen mit der Unterscheidung von Immanenz und Transzendenz arbeiten und sich auf Transzendentes beziehen. Während alles Immanente erreichbar, intersubjektiv überprüfbar und insofern auch hinterfragbar und kritisierbar ist, bietet das Transzendente aufgrund seiner Unzugänglichkeit Sicherheit und Nicht-Irritierbarkeit.“ und Religionen „machen das Transzendente zugleich auch wieder zugänglich, erfahrbar und kommunikabel. (...) Durch diese Form des re-entry (...) vermitteln sie zwischen Mensch und Gott, zwischen dem Verfügbaren und dem Unverfügbaren, dem Bestimmten und dem Unbestimmten.“ (S. 66)

Dies stellte aber die Frage nach der Bestimmbarkeit einer Grenze von Transzendenz und Immanenz und nach einer möglichen gegenseitigen Durchdringung. Religionen verankern die Kontingenz des Lebens in einer transzendenten Sicherheit, die wiederum der Immanenz eine glaubwürdige und begründete Sinnhaftigkeit gibt. Der Religionsbegriff wird nun hinsichtlich seiner Glaubensobjekte und der sich darauf beziehenden Praxis der Glaubenssubjekte sehr weit gefasst.

Ich weiß nicht, ob man mit Barth soweit gehen muss, Religion als „Unglaube“ zu identifizieren oder ob es nicht reicht, sie als „menschliche Möglichkeit“ der Lebensinnungsgestaltung zu beschreiben. Allerdings wohnt der Religion die Gefahr inne, dass sie dem Menschen gefährlicherweise suggeriert, das Einhalten ihrer Gesetze, Regeln und Rituale, das Fürwahrhalten ihrer Grundsätze mache Gott verfügbar und ein göttlicher Absolutheitsanspruch könne auf einzelne Menschen machtvoll übertragen werden oder sich von ihnen eigenmächtig angeeignet werden. Abusus non tollet usum, gilt wohl auch hier und irgendwie können wir Menschen auch gar nicht anders. Erkenntnisleitend muss sich der Mensch immer wieder die Frage stellen, wem gebe ich das Recht, in mein Leben hineinreden und – wirken zu dürfen. Oder volkstümlich lutherisch gesprochen: wer oder was hat dich denn geritten.

Nun gilt es innerhalb des so umschriebenen Raumes von Transzendenz und Immanenz Objekte und Subjekte des christlichen Glaubensgeschehens zu beschreiben und wenn möglich zu verorten. Wenn Alexander Gerst am liebsten jeden Menschen mal in seine ISS-Raumstation holen möchte, um ihm die unbedingt bewahrenswerte Zerbrechlichkeit und bewunderungswürdige Schöpfungsschönheit unseres Planeten vor Augen zu führen, kann

der Blick auch in die scheinbar unendliche einsame Weite des Universums (wenn nicht gar Multiversums!) gleiten und ein Echo des von Nikolaj Chruschtschow dem Kosmonauten Jurij Gagarin zu Propaganda-Zwecken in den Mund gelegten Satz hallt aus den Tiefen der Vergangenheit wider „Ich war im All und habe Gott nicht gefunden!“ Letztlich führt dies zu der Frage nach dem im christlichen Glauben verankerten und in der Gegenwart kommunizierbaren Gottesbild.

Es erinnert an die Reaktion der Romantik auf die scharfe Trennung von Verstand und Gefühl durch die Aufklärung, für die exemplarisch Immanuel Kant die Sphären des Glaubens und der Vernunft kategorisch bis zur Unberührbarkeit voneinander trennte. Caspar David Friedrich stellt seinen Mönch ans Meer und ließ ihn klein und verloren in den wolkenverhangenen, dennoch überwältigenden aber leeren Himmel blicken. Friedrich Schleiermacher verortete im Menschen dann einen Sinn und Geschmack für die Unendlichkeit und verankerte darin die Religion als Gefühl schlechthiniger Abhängigkeit.

Wir brauchen angesichts der Leere des Universums, der Erfahrungen eines unbehausten Menschen auf der Suche nach dem Woher, Warum und Wohin seines Daseins als christliche Kirchen neue, tragfähige Bilder als Antworten auf diese Fragen. Wir sollten die biblischen Zeugen aufsuchen und danach befragen.

Und wenn also die Selbstverständlichkeit von Religion als gesellschaftlich relevantem System sowie die traditions- und alltagsprägende Kraft der christlichen Konfessionen so nicht mehr gegeben ist, hat das Konsequenzen für die Gestaltung von Gemeinde, Gottesdienst, Verkündigung und dem pastoralem Selbstverständnis.

Darüber hinaus wächst die (post-) moderne Herausforderung für den sich als ins Leben geworfen vorfindenden Menschen, sich immer wieder neu entwerfen zu müssen und mit der Erfahrung fertig zu werden, dass kein Lebensentwurf mehr eine ganze Daseinsspanne überdauert. Das hat zur Folge, dass die Fragen nach dem Sinn nicht einmal gestellt und beantwortet werden, sondern sich ständig neu zur Beantwortung aufdrängen. Die Menschen in unseren Kirchen und Gemeinden sind von dieser Herausforderung nicht ausgenommen.

Wie reagieren auf die großen religionssoziologischen Theorien von der Säkularisierung, der Individualisierung und dem „Markt der Sinnanbieter“? Versuchen wir das Rennen im Stile von „Hase und Igel“ zu gewinnen, in dem wir uns schneller selbst säkularisieren als die anderen schauen können, um einmal der gesellschaftlichen Entwicklung einen Schritt voraus zu sein? Sehen wir verzweifelt bis hilflos zu, wie die Botschaft des Evangeliums zersplittert wird, um wenigstens noch einen Fuß in der Patchwork-Religion des individualisierten Subjekts zu haben? Merken wir noch, was wir sagen, wenn es heißt „Wir müssen uns auf dem Markt halt besser verkaufen!“ Ich kann es kaum verhindern, dass in mir Assoziationen von Baumwollfeldern, zwielichtigen Etablissements und Werbeeinblendungen zwischen Youtube-Clips aufsteigen.

2.2. Das Fest

Einmal im Jahr wird in Wittenberg Luthers Hochzeit gefeiert. Die ganze Stadt ist in historische Gewänder gekleidet. Vom Nonnenraub am Freitag bis zum Einholen des Brautkranzes am Sonntag werden die einzelnen Stationen nachgestellt. Alle wichtigen Personen tauchen auf: von Melanchthon über die Cranach-Familie bis zu Friedrich, dem Weisen. Mar-

tin Luther und Katharina von Bora werden von einem Paar dargestellt, das tatsächlich an diesem Wochenende sich das Ja-Wort gegeben hat. Ich hätte sie gerne mal gefragt, ob es auch einen kirchlichen Traugottesdienst gegeben hat.

Tausende von Menschen strömen in die Stadt. Jeden Hinterhof und jeden größeren Platz hat das Spektakel eingenommen mit Märkten, Schaustellern und Buden aller Couleur. Am Samstag gibt es einen Umzug, zu dem die umliegenden Ortschaften, Dörfer und Städte Delegationen entsandt haben in Gestalt von Zunft-, Stände- o.a. Gruppen, die in die Zeit passen. Auch die Stadtkirchengemeinde ist mit einer Gruppe dabei, die um Spenden zur Erhaltung der Marienkirche bittet. Am Sonntag lädt die Stadtkirche zu einem Segnungsgottesdienst für Paare ein. Sie ist halb gefüllt. Luthers Hochzeit ist ein historisch-kulturelles Ereignis. Luther als Theologe wird für mich an diesem Wochenende nicht sichtbar.

Es sind Kommunalwahlen in Wittenberg. Auf dem Weg zum Bahnhof sehe ich ein Wahlplakat mit dem Slogan „Luther würde NPD wählen!“ Hier stellt sich mir die Frage, wie historische Ereignisse in ihrer Relevanz für die Gegenwart interpretiert und funktionalisiert werden. Wittenberg ist eine Fundgrube für solche Fragestellungen.

Eine stumme Mahnwache weist immer wieder auf einen Aufreger an der Stadtkirche hin: ein umstrittenes Sandsteinrelief aus dem Jahr 1305 zeigt einen Rabbiner, der einem Schwein unter den Schwanz schaut und dort Juden sieht, die an den Zitzen der Sau trinken. Schweine gelten im Judentum als Unrein. Geklagt wurde auf Entfernung des Reliefs, da Menschen der jüdischen Konfession sich ständig diffamiert und erniedrigt fühlen. Es gibt deutschlandweit etwa 30 dieser Schmähereiefs und sie sind der Ursprung des antisemitischen Schimpfwortes der „Judensau“. Kann man Geschichte ungeschehen machen, indem man ihre Spuren entfernt? Oder muss Geschichte nicht deshalb sichtbar bleiben, damit jeder aus ihr lernt? Zumindest die öffentliche Diskussion gäbe es nicht ohne dieses Relief und auch nicht die gute protestantische Einsicht, dass Luther kein Heiliger war. Er hatte seine zeitbedingten Feindbilder: die Juden, die Türken, die Bauern und die Seuchen. Sie konnte er in Predigten in einem Atemzug nennen. Furchtbar!

Kann man also am Beispiel der Person Luthers in Wittenberg beobachten, wie wichtig diese Frage nach der Geschichte und ihrer Bedeutung für uns ist, wie relevant wird sie dann erst im Umgang mit den biblischen Ereignissen und ihrer Wirkungsgeschichte.

Wenn man sich den historischen Zettelkasten und das ihn begründende und begleitende mündliche Überlieferungsgeschehen anschaut, das sich an der so erinnerten Person Jesu entzündet hatte, legt sich mir der Vergleich nahe, als ob man heute ohne Bildaufnahmen und Tonbeispiele versuchen würde eine Biografie der Beatles mit nur ein paar Briefen und einem Poesiealbum von John Lennon zu verfassen. Es ist eine für mich interessante Beobachtung, dass auf die in den 60er Jahren sich entwickelnde „third quest“ genannte Wiederbelebung der historisch-kritischen Forschung als Reaktion auf die allgegenwärtige dialektische Theologie sich parallel eine dritte Phase der Hermeneutik zu Wort meldete. Hans Georg Gadamer verwirft den Ansatz eines Historismus, der meint sich in den Geist vergangener Zeiten versetzen zu können. Und hier zitiere ich gerne auch mal Wikipedia: „Hermeneutische Anstrengung gelingt nach Gadamer überall dort, wo Welt erfahren und Unvertrautheit aufgehoben wird, wo Einleuchten, Einsehen, Aneignung erfolgen, und am Ende auch dort, wo die Integration aller Erkenntnis der Wissenschaft in das persönliche Wissen des Einzelnen gelingt. Er betont die Chance, den zeitlichen Abstand zwischen Betrachter und Gegenstand der Überlieferung produktiv zu nutzen“ (Artikel „Hermeneutik“, Aufruf am 30.09.2019).

Die Ergebnisse eines historisch-kritischen Forschungsansatzes dankbar und respektvoll zur Kenntnis zu nehmen („Jesus-Bewegung“) und sie in den zeitbedingten hermeneutischen Prozeß einzulesen, ist Herausforderung für jeden Theologen.

Der historisch-kritische Forschungsansatz kommt da an seine Grenzen, wo er versucht den „eigentlichen“ Sinne eines Textes zu erheben. Interessanterweise berührt er sich da mit dem Barth'schen Ansatz aus dem Vorwort zu seinem Römerbriefkommentar, in dem er unter Zuhilfenahme eines schönen Vergleichs mit Goethe fordert, Paulus so erklären zu können, als hätte man seinen Brief selbst geschrieben.

Wer sich aber all die Akteure in diesem hermeneutischen Prozess anschaut, erkennt schnell die Grenzen dieses Unterfangens: die mündliche Überlieferung, die Verschriftlichung, die Übersetzung, die Tradition, die Autoritäten, das Subjekt, die Gegenwart, sie alle sind aktive und passive Zeugen und Faktoren eines Interpretationsprozesses, dessen Schichten, Prägungen und Abhängigkeiten wir wohl nie vollständig auseinander dividiert bekommen.

Es bleibt einem wenig anderes übrig als an Jesus als einen Überlebenskünstler zu glauben, der als Auferstandener den Menschen begegnet und auf diesem Wege die in den Schriften versammelten Zeugen mit ihren Erfahrungen und Lebensanschauungen als relevant für das gegenwärtige Leben bezeugt, der sich mit dem Schöpfergott und Tröstergeist als Herz, Hirn und Seele seiner Kirche in den unterschiedlichsten Erscheinungsformen erweist und somit ihr Ursprung, Fundament und Ziel ist – und das ist ja glücklicherweise nicht wenig. Oder um es mit Schleiermacher zu sagen: „Das Ansehen der heiligen Schrift kann nicht den Glauben an Christum begründen, vielmehr muss dieser schon vorausgesetzt werden um der heiligen Schrift ein besonderes Ansehen einzuräumen.“ (S.316)

Auf diesem Hintergrund muss eine „Buchreligion“ immer wieder neu das Verhältnis von „Schriftautorität“ und „Gottes Wirken“ verhandeln oder um mit Luhmann zu fragen: „Denn was würde geschehen, wenn Er selbst plötzlich etwas sagt, was der Textüberlieferung widerspricht?“ (S.285) Und diese Herausforderung eines immer neu zu bestimmenden Verhältnisses bringt weitreichende hermeneutische Konsequenzen mit sich. Unreflektiertes, formelhaftes Wiederholen alter Antworten auf alte Fragestellungen wird weder dem Zeugnis der biblischen Autoren noch den Anforderungen der Gegenwart noch einem theologischen Ringen um das Fragen nach einer aktuellen göttlichen Wirklichkeit und Wirksamkeit gerecht. Wenn Luther von der Frage umgetrieben war „Wie bekomme ich einen gnädigen Gott!“ dann geschah dies auf der unhinterfragbaren Realität der Existenz dieses Gottes. Wenn die Menschen aber vergessen haben, dass sie Gott vergessen haben, das heilige Buch der Bücher ein Buch unter vielen unheiligen Büchern ist, das Leben auch ohne Kirche und/oder Religion als gelingend wahrgenommen werden kann, dann dürfen wir an Luther und seine Theologie auch keine Fragen stellen, auf die er nie Antworten gesucht hat. Sprich: jedes Zeitalter hat seinen eigenen hermeneutischen Schlüssel, mit dem sich die Chancen und Nöte der Gegenwart erschließen, in der im Vertrauen auf den den garstigen historischen Graben überbrückenden Heiligen Geist die Zeugen der in den biblischen Schriften beurkundeten Glaubenserfahrungen sprachfähig werden und so sich die Gegenwart Gottes für die aktuelle gesellschaftliche und individuelle Situation eröffnet. Man kann auch von einem hermeneutischen Fenster sprechen, durch das wir auf die biblische, kirchen- und theologiegeschichtlich kommentierte Erfahrungssammlung der gemeinsamen Geschichte von Gott und Mensch schauen. Diese Metapher lebt von der Frage nach dem Licht, das auf beiden Seiten scheinen muss. Bleibt es auf einer Seite dunkel führt

es entweder zu einer reinen Selbstbespiegelung des Suchenden und Fragenden oder einer Vergangenheitseligkeit ohne Gegenwartsbezug.

An den Wänden des gartenähnlichen Innenhofes, in dem meine Ferienwohnung liegt, ziehen sich überall Ranken entlang, die auf einen jahrzehntealten Weinstock zurückgehen. 800 l Rotwein sollen jeden Herbst der erlesene Ertrag sein. Auch oberhalb meiner Fenster wachsen die Ranken vorbei. Mein Vermieter erzählt mir, dass ich zur Zeit der Weinlese nur das Fenster zu öffnen brauche, um ein paar Trauben zu pflücken. Möglicherweise haben wir auch vergessen, dass wir das hermeneutische Fenster in die biblischen Zeiten hinein öffnen können und im Glauben Begegnung stattfinden kann.

Theologisch legt sich hier Jesus als „Licht der Welt“ als der eine hermeneutische Universal-schlüssel nahe, von dem alle anderen dann nur ein Abdruck sind, der in und zur Tür der jeweiligen Epoche passt.

Paul Tillich konnte 1956 in seiner Systematischen Theologie diesen Schlüssel als Frage formulieren „nach einer Wirklichkeit, in der die Selbstentfremdung unserer Existenz überwunden wird, nach einer Wirklichkeit der Versöhnung und Wiedervereinigung, nach schöpferischer Kraft, Sinnhaftigkeit und Hoffnung.“ (S.61). Er nannte dies das „Neue Sein“, das sich in „Jesus dem Christus“ offenbart.

Heute ist der unbehauste Mensch, der sich ins Universum geworfen sieht, allein gelassen mit der Herausforderung aus seinem Leben das Letzte herauszuholen. In den Herausforderungen von Selbstoptimierung und Resilienzstärkung, fake-news und Wahrheitssuche, Ergreifen von Bildungschancen und abgehängtem Prekariat muss der Mensch sich in seiner Lebensspanne immer wieder neu verorten, positionieren, suchen, finden und droht sich wieder zu verlieren.

Welches ist der hermeneutische Schlüssel, die theologische Norm, die existentielle Notwendigkeit, die ihm hilft, Antworten zu finden auf Fragen, die er nicht mehr in der Lage ist zu stellen oder die er sich nicht mehr traut zu stellen?

Wäre nicht vielmehr mit Barth und Bonhoeffer eine „Ethik des Sabbats“ oder eine „Ethik des Wartens“ durchzubuchstabieren. „Eine solche Ethik des gelassenen Lassens und des gelassenen Wartens auf Gott träge den Nerv einer Gesellschaft, die noch immer und stärker denn je der Ideologie der Leistung des Wachstums huldigt, aber gleichzeitig längst eingesehen hat, dass es um des Menschen, um der Erde und um Gottes willen eigentlich so nicht weitergehen kann.“ (Frisch, S. 178) Daraus erwächst jetzt nun nicht wieder ein neuer Imperativ, den die Kirche an die Welt zu richten habe, sondern vielmehr ein Indikativ, den die Kirche für sich selbst neu zu entdecken hat. Wir müssen das Reich Gottes nicht herbeizwingen, -arbeiten, -beten, denn es ist schon da. Weder durch unser angestrengtestes Tun noch durch unser entspanntestes Lassen werden wir uns von ihm auch nur einen Schritt entfernen noch uns ihm auch nur einen Schritt weiter nähern.

2.3. Der Vortrag

Während meines Aufenthaltes hielt Horst Dreier im Paulinum einen Vortrag zu seinem neuen Buch „Staat ohne Gott. Religion in der säkularen Moderne“ Dazu schreibt der C.H. Beck Verlag auf seiner Internetseite in einer Inhaltsbeschreibung: „Staat ohne Gott ist keine Streitschrift, wohl aber eine streitbare Analyse. Die These von Horst Dreier lautet: In der

modernen Demokratie darf sich der Staat mit keiner bestimmten Religion identifizieren, und heiße sie auch Christentum. Nur in einem Staat ohne Gott können alle Bürger gemäß ihren durchaus unterschiedlichen religiösen oder sonstigen Überzeugungen in Freiheit leben. Staat ohne Gott heißt also nicht: Welt ohne Gott, auch nicht: Gesellschaft ohne Gott, und schon gar nicht: Mensch ohne Gott. Es heißt vielmehr, dass die Demokratie des Grundgesetzes mit jeder Form eines Gottesstaates, einer Theokratie, einer sakralen Ordnung oder eines christlichen Staates gänzlich unvereinbar ist.“ (Seitenaufruf am 13.09.2019)

Dieses Buch markiert gerade im Jahr der Erinnerung an 70 Jahre Grundgesetz einen Paradigmen-Wechsel. Griffen die Autoren des Grundgesetz noch auf Bausteine aus der Weimarer Republik zurück, so hatten sie mit den Begriffen „Religionsfreiheit“ und „Religionsausübung“ allerhöchstens die beiden großen christlichen Kirchen als gesellschaftsrelevante Alternativen vor Augen und nicht die multikulturelle und –religiöse Situation der Gegenwart.

Religion in der öffentlichen Wahrnehmung der westlichen Hemisphäre erstreckt sich vom fanatischen, zerstörerischen Kämpfer bis zum spirituell entweltlichten esoterischen Frmigkeitstil. Und irgendwo dazwischen findet sich Religion in ihrer institutionellen, konstitutiven Form als bis dato gesellschaftlich relevante Instanz wieder. Die Entwicklung zeigt, dass Religion nun nicht nur nicht mehr wie jedes andere soziokulturelle System als unhinterfragbare Autorität hingenommen wird, sondern auch als eigenständiges weder für das persönliche noch für das gemeinschaftliche Leben relevante System anscheinend nicht mehr benötigt wird. Versuche erklärender religionssoziologischer Begründungszusammenhänge gibt es einige: die Skularisierungsthese, die Markttheorie, die moderne Individualisierung. Doch in der globalen Zusammenschau lassen sich für jeden Erklärungsversuch auch Gegenbeispiele finden bzw. kritische Anfragen stellen hinsichtlich des zu Grunde gelegten Religionsbegriffes, des wissenschaftstheoretischen Gesamtzusammenhangs und der Kontingenz nicht vergleichbarer historischer und soziologischer Kulturentwicklungen.

Der Berliner Kirchengeschichtler Christoph Marksches nennt als siebten und letzten Grund, warum s.E. das Christentum in der Antike überlebt hat, unter Bezugnahme auf Max Weber die „Popularisierung eines neuen Einheitsgefhls“ im Zuge des Untergangs des römischen Reiches durch eine „in besonderer Weise geschlossene Einheit von religiöser Reflexion und Praxis, von theologischem Denken und praktischem Kultus.“ (S. 250f). Das antike Christentum verschaffte „seinen Anhängern auf der einen Seite eine stabile neue Identität“ und vermochte auch „allerlei Elemente der alten Identität zu integrieren.“

Zumindest diese identitätsstiftende und integrierende Kraft scheint das Christentum in den gesellschaftlichen Kulturen des oft bemühten „christlichen Abendlandes“ zu verlieren bzw. schon längst verloren zu haben. Dies hat Konsequenzen für die Verortung von Religion in der Gesellschaft im Allgemeinen sowie der christlichen Kirchen im Besonderen und ihrer Behandlung im Kontext einer Demokratie. Marksches bringt es auf den Punkt, in dem er die Gründe für das berleben der christlichen Gemeinde in der Antike zusammenfasst im Entstehen von „individuelle(n) und kollektive(n) Identitäten“, in denen die Inhalte des christlichen Glaubens Gestalt annahmen und ihnen Ausdruck verliehen wurde. Welche sichtbaren Identitäten sind es heute, die dem christlichen Glauben helfen, zu berleben? Als guter Historiker verbietet er sich die Frage nach einer ordnenden und gestaltenden Kraft hinter den in den Quellen bezeugten Ereignissen und den in ihnen zum Ausdruck

kommenden Überzeugungen. Als evangelischer Kirchengeschichtler stellt er dann aber doch die Frage nach einer geschichtsrelevanten Wirkmacht hinter allem Geschehen als möglichem Tiefengrund für das Überleben des Christentums in der Antike.

Wenn ich mit dem Zug aus Leipzig zurück nach Wittenberg fahre, sehe ich bald schon von weitem die beiden hoch aus der Landschaft emporragenden Türme der Schlosskirche und der Stadtkirche. Sie stehen sich respektvoll, aber distanziert gegenüber. Ich überlege, ob Luther dieses Bild bei der Rückkehr von einer seiner vielen Reisen aus Leipzig oder Worms zur Idee der zwei Regimenter inspiriert hat. Hier die Schlosskirche als Wahrzeichen der weltlichen, aber Gott gegenüber verantwortlichen Herrschaft, an dessen Tür dann auch die Thesen gehörten, und dem gegenüber die Stadtkirche als Ort der Verkündigung, dessen Adressat eben auch die Fürsten dieser Welt sind. Vielleicht tut uns ein sich entwickelndes Gegenüber von Staat und Kirche, von Gesellschaft und Religion, von Politik und Verkündigung wieder mal ganz gut.

2.4. Das Konzert

Am Samstag, den 06.04.2019 erlebe ich in der Stadtkirche zu Wittenberg ein Konzert unter dem Titel „Frank & friends“ mit zur Passionszeit passenden Texte und Liedern. Später erfahre ich, dass seit August 2018 die evangelische Stadtkirchengemeinde Wittenbergs einen Jugendpastor aus Nairobi, Kenia, hat. Frank Koine (40) und seine Frau Flora kommen aus einer großen, sehr lebendigen evangelischen Kirche, wo Frank als Musikpastor und Musikproduzent arbeitete. U.a ermöglichen der Kirchenkreis Wittenberg, die Stadtkirchengemeinde und hoffentlich viele Spender die Arbeit von Frank Koine. Zu seinen vielfältigen Aufgaben gehört, eine missionarische Jugendarbeit aufzubauen. An der evangelischen Schule hat mit ihm ein zweisprachiges Musikprojekt „Modern Gospel“ begonnen.

Am 14.06.2019 überraschen mich klassische Klänge im Leipziger Bahnhof. Es sind Konzerte unter dem Titel „BachSpiele - Großer Bahnhof für Bach. Das Nachwuchsfestival im Bachfest Leipzig.“ Die BachSpiele sind ein Nachwuchsfestival im Rahmen des Bachfestes Leipzig. Kinder und Jugendliche sind eingeladen, sich mit Auszügen aus ihrem aktuellen Repertoire und mit ihrer Sicht auf die Musik Johann Sebastian Bachs zu präsentieren. Auf der Suche nach neuen Wegen, die Musik Johann Sebastian Bachs den Leipziger/-innen und ihren Besucher/-innen auch außerhalb tradierter Konzertsäle näher zu bringen, entstanden 2011 die BachSpiele als Kooperation des Bach-Archivs Leipzig, den Promenaden Hauptbahnhof und dem Soziokulturellen Zentrum naTo e.V.

Diese beiden Ereignisse sind beispielhaft für die Notwendigkeit, gewohnte Wege zu verlassen, die Komfortzonen der eingefahrenen Strukturen zu verlassen, um die Menschen an den Orten zu begegnen, wo sie leben und weben. Der Mut von Veranstaltern und Akteuren kann gar nicht hoch genug geschätzt werden, den Passanten im Leipziger Bahnhof, die sonst nur die Hintergrundmusik in den Einkaufszentren gewohnt sind, Bach im Vorbeigehen zuzumuten, oder in Wittenberg angesichts der Ressentiments, die dort tendenziell allem Fremden entgegengebracht werden, einen kenianischen Pastor für die Jugendarbeit anzustellen – und dies überhaupt in einer Zeit, in der kirchliche Stellen eher abgebaut als eingerichtet werden. Sich einer möglichen Ablehnung auszusetzen, weil man davon überzeugt ist, dass der Wert der angebotenen Sache das Risiko wert, sollte eine neue christliche Tugend werden.

Insbesondere auch angesichts der immer hermetischeren Abgeschlossenheit der Mikrokosmen, in denen sich die Menschen bewegen, bedarf es der Grenzgänger, die auf dem schmalen Grad des Horizonts balancieren, von beiden Seiten aus zu sehen sind und so dazu einladen, Grenzen zu überwinden.

Auf der Internet-Seite der Stadt Leipzig ist u.a. zu lesen: „Am 08.05.2019 besuchten Charles, Prinz von Wales, und Camilla, Herzogin von Cornwall, Leipzig. m Anschluss begab sich das Thronfolgerpaar gemeinsam mit Oberbürgermeister Burkhard Jung und dem sächsischen Ministerpräsidenten Michael Kretschmer zu Fuß zum Alten Rathaus. Dort warteten bereits unzählige Bürgerinnen und Bürger, die Charles und Camilla zum Teil Blumen und kleine Präsente überreichten. (...) Die Royals nahmen sich Zeit, um die Menschen zu begrüßen, sich kurz zu unterhalten und Hände zu schütteln. Außerdem nutzen die königlichen Hoheiten die Gelegenheit ihres Aufenthaltes und diskutierten mit Jugendlichen aus Leipzig und der Partnerstadt Birmingham über das Thema nachhaltige Entwicklung, das im Fokus eines deutsch-britischen Schulbegegnungsprojektes steht.“ (

Ich mische mich unter die Menschenmenge auf dem Rathausplatz an diesem Mittwoch. Wir sehen und begegnen zwei Menschen und doch verkörpern sie auch noch etwas anderes. Ich schätze mich wahrlich nicht als autoritätshörig oder obrigkeitsabhängig ein, aber der Moment, an dem die beiden an mir vorbeigingen – Camilla nutze die Gelegenheit und schlug in der Reihe vor mir noch ein paar ihr hingehaltener Hände ab – veränderte einen alltäglichen Moment eines Mittwochmittags in etwas Besonderes.

Vielleicht ist dies so ein liminaler Moment eines Grenzganges, zu dessen Wahrnehmung man sensibilisiert sein muss. Genau wie die Ästhetik im Auge des Betrachters liegt, liegt die Wahrnehmung der mit einer Erfahrung verbundenen anderen Wirklichkeit im Herzen des Erlebenden. Das gilt für Bach im Bahnhof, für einen Kenianer in Wittenberg, für die Royals auf dem Marktplatz und für Jesus im Alltag. Wie werden wir wieder sensibel für diese besonderen Momente und ihren Reichtum für unser Leben?

Vielleicht wächst so eine Sensibilität in dem Maße, wie wir aufhörten uns selbst alle immer so ernst, immer so wichtig zu nehmen. Vielleicht sollten wir wieder spielen lernen: nicht wie im Hesse'schen Glasperlenspiel, in dem Kunst und Wissenschaften nur noch Vorhandenes zu perfektionieren scheinen, sondern eher wie im Umgang Karl Barths mit Mozart, als ein „Spiel unter dem Himmel Gottes, in dem es zwar um mehr geht als um Leben und Tod, das aber dennoch nichts anderes sein wollen kann als ein Spiel, dem Gott im besten Fall seinen Applaus schenkt.“ (Frisch, S. 198)

2.5. Die Fahrt

Jede Woche fahre ich mehrmals mit der Bahn zwischen Wittenberg und Leipzig hin und her. Dieses Unterwegssein wird symptomatisch für meine Zeit dort. Ich erlebe reibungslose Fahrten, aber auch Verzögerungen, Ausfälle, Umleitungen. Ich beobachte wartende, hetzende, sich verabschiedende und begrüßende Mitreisende. Menschen in allen Lebenslagen. Das Unterwegssein mit der Bahn ist Sinnbild des Lebens mit den gemachten und verworfenen Fahrplänen, mit unerwarteten Unterbrechungen und kurzen Begegnungen, mit Gemeinschaften auf Zeit, die sich immer wieder in diesen Konstellationen treffen, zusammen über die Verspätung lamentieren und sich über den pünktlichen Zug freuen.

Am Wittenberger Bahnhof steht jeden Tag bei jedem Wetter ein freundlicher Mann, der sich vor einigen Jahren mit seinem Kaffeestand selbstständig gemacht hat, und wenn man seinem Ruf, den er hat, glauben darf, macht er den besten Kaffee der Stadt. Er verleiht dem Unterwegssein einen Ort der Verlässlichkeit für einen kurzen angenehm, koffeinhaltigen Moment. Und er hat immer Zeit für eine freundliche kleine Plauderei. Einige behaupten sogar, dieser Kaffee wäre eine Offenbarung. Und vielleicht liegen sie damit richtiger als sie glauben.

Vielleicht sind es diese unerwarteten Momente, in denen auch das Geheimnis eines theologischen Offenbarungsbegriffes zu erahnen ist, diese unerwarteten Unterbrechungen des Planbaren, die uns auf das ganz Andere, den ganz Anderen hinweisen. In der systematischen Theologie wird immer weniger von Gottes Handeln und immer mehr von seinem Wirken gesprochen, denn der Handlungsbegriff lässt ein Personsein mitdenken, dass ihn zum behandelbaren Gegenüber und damit zum pseudo-transzendenten Bestandteil unserer Wirklichkeit macht. Der Wirkungsbegriff hilft uns vielmehr uns als real-immanenten Bestandteil seiner Wirklichkeit zu verstehen. Vielleicht war es immer schon dieser Glaube, den die biblischen Zeugen als Wirkung des Heiligen Geistes verstanden, der sich in einem „credo ut intelligam“ verbirgt, weil die Umkehrung zu dem schon erwähnten leeren Himmel führt. Rudolf Bultmann formulierte: „Wer durch Gründe bewogen wird, Gottes Wirklichkeit zu glauben, der kann sicher sein, dass er von der Wirklichkeit Gottes nichts erfasst hat; (...) Einen Standpunkt außerhalb Gottes aber kann es nicht geben, und von Gott lässt sich deshalb auch nicht (...) reden (...) ohne Beziehung auf die konkrete existentielle Situation des Redenden.“ (Kuch, S. 210)

Doch wir müssen zur Kenntnis nehmen, dass Menschen sich eben mit diesem „Glasperlen-spiel“ von Wissenschaft und Kunst, oder wie in unserem Fall von Theologie und Ästhetik berechtigterweise nicht zufrieden geben. Sie fragen nach der Wirkmächtigkeit einer solchen Wirklichkeit, sie fragen nach der existentiellen Relevanz einer so beschriebenen Realität, sie fragen nach der Bedeutung des so konstruierten Sinngehaltes. Hilft es mir in der Bewältigung des alltäglichen Lebens und zwar nicht nur in der Stärkung einer widerstandsfähigen Resilienz, um die Umstände auszuhalten, sondern auch in der erfolgreichen Lebensbewältigung durch Änderung dieser Umstände? Und zwar in so einer Weise, dass nicht ich diese so angenommene Wirklichkeit am Leben halten muss, sondern diese Wirklichkeit mich am Leben hält.

Ich wage mal die vielleicht naive These, dass das Lebensgefühl, das für den Osten unseres Landes immer wieder beschrieben wird mit Sätzen wie „Wir fühlen uns abgehängt!“, „Keiner kümmert sich um uns!“, „Wir werden nicht gebraucht!“, „Wir sind Bürger zweiter Klasse!“ und die religionssoziologische Beobachtung der gottlosesten Gegend der Welt sich möglicherweise gegenseitig bedingen bei allem z.B. infrastrukturellen und arbeitsmarktpolitischen konkreten Handlungsbedarf, der dabei nicht übersehen werden darf.

Dennoch gilt auch die eine Erkenntnis Martin Luthers: die „Gewissheit, dass `Gott sich meiner annimmt`, verleiht dem Herzen Mut. Und das wirkt sich auf die Art und Weise aus, wie ich mein eigenes Leben erlebe, gestalte und deute. Es wird damit ein Selbstvertrauen möglich, das aus dem Gefühl des geschenkten Lebens entsteht.“ (Kuch, S. 195)

Und daraus entsteht ein widerstandsfähiges Selbstbewusstsein, das in einem tragfähigen Gottesbewusstsein wurzelt.

Wenn wir uns von der Religion in ihrer institutionellen Gestalt als gesellschaftliches Leben konstituierende Kraft und sich so legitimierenden Existenz verabschieden müssen, bleibt ihr nur der subjektiv sich eröffnende Raum geglaubter und erfahrener Macht, sei es nun als im Leiden sich tröstend erweisende solidarische Ohnmacht (*theologia crucis*) oder als stärkende Herausforderungen überwindende Vollmacht (*theologia gloriae*). Beides darf nicht gegeneinander ausgespielt werden. Diese Lebens- und Glaubenserfahrungen sind ausgespannt zwischen den beiden berühmten letzten Worten, die Martin Luther und Karl Barth zugeschrieben werden: „Wir sind Bettler, das ist wahr!“ und „Es wird regiert!“

In den sehr fruchtbaren, kreativen und konstruktiven Begegnungen mit Prof. Dr. Alexander Deeg kristallisiert sich die eine große Herausforderung heraus: nämlich die ständig neu zu gewinnende, erringende, in Frage zu stellende, zu bestätigende und zu verwerfende Verhältnisbestimmung von Religion und Offenbarung im Verkündigungsgeschehen der Kommunikation des Evangeliums. Wir leben in „liminalen Zeiten“ (Campbell/Cilliers) ständiger Verunsicherung wie sie in der Theologie und dem Leben in unseren Gemeinden im Zuge eines „schon jetzt“ und „noch nicht“ immer schon charakterisch waren, aber noch nie so existentiell sinnfällig wurden wie jetzt.

Angesichts des veränderten Rezeptionsverhaltens und darin begründeten Herausforderungen für jede Form von Verkündigung und Homiletik, angesichts der sich stetig neu bildenden digitalen und analogen Gemeinschaftsformen und ihre Bedeutung für die Gestaltung von adäquaten Gemeindemodellen, angesichts einer immer stärkeren Ausdifferenzierung und Bildung von Mikrokosmen in einem globalisierten Makrokosmos, angesichts einer wachsenden multikulturellen und darin multireligiösen Welt, angesichts einer immer deutlicher werdenden Polarisierung von klaren Fronten gegenüber herrschaftsfreien Diskursformen stellt sich die Frage nach der Bedeutung, der Gestaltung und der Verortung von christlichem Glauben in den Gemeinden und Kirchen.

Die zu beobachtende immer stärkere Ablösung von bestehenden Institutionen, Amtsinhabern, Formvorgaben und Ritualen führt zu einem gleichberechtigten Nebeneinander von Angeboten zur Identifizierung und Integration mit der Anforderung zur Ausbildung eines eigenen Profils mit ausgeprägter Authentizität und Wahrhaftigkeit. Daraus entsteht bei den Menschen oftmals eine persönlichen Überforderung. Wird auf der einen Seite der Ruf nach eindeutigen Grenzen, Spielregeln, Profilen und Abgrenzungen immer lauter, antwortet die andere Seite mit der Betonung von diskursbasierten, zeitbedingten und zeitlich begrenzten Vereinbarungen, die immer neu zu hinterfragen, zu bestätigen oder zu verändern sind. Im letzteren ist der Ruf nach Fachkompetenz zu hören statt unhinterfragbaren, institutionalisierten Autoritäten. Und doch suchen Menschen in der sie überfordernden, komplexen, undurchschaubaren Wirklichkeit klare Verhältnisse und prägende Autoritäten, die ihnen sagen, was sie zu glauben und zu denken, bzw. wie sie zu leben und handeln haben. Sie suchen Persönlichkeiten, die das Gefühl vermitteln, sie hätten alles im Griff und man kann ihnen vorbehaltlos vertrauen. Diese Polarität wird auch vor der Kirche nicht haltmachen. Sie wird Gemeinden und Predigtstile prägen.

2.6. Die Person

Ich besuche sowohl den sonntäglichen Gottesdienst in der Wittenberger Stadtkirche als auch die monatliche church@night dort am Freitagabend. Besser als mit diesen beiden Angeboten kann die Bandbreite gottesdienstlichen Lebens nicht verdeutlicht werden. Am Sonntagmorgen begegnet mir die klassische liturgische Form in einer gut gefüllten Kirche mit all den Gästen aus Nah und Fern in Gestalt der Konfirmandengruppen, Gemeinde-

fahrten und Teilnehmern der akademischen und kulturellen kirchlichen Angebote der verschiedenen Zentren und Seminaren. Am Freitagabend erlebe ich in einer ebenso gut gefüllten Kirche einen Pfarrer, der mehr Moderator ist als Liturg, es gibt Interviews mit Wittenberger Persönlichkeiten, ein persönliches Segnungsangebot, meditative Momente, Anbetungslieder und Vortragssongs. Im Vergleich wird mir auch klar, dass nicht alles zu jedem passt, sowohl als Akteur als auch als Teilnehmender bzw. Besuchender. Das vor Jahren mit dem Label „Das zweite Programm“ versehene Gottesdienst-Angebot hat sich etabliert. Aber es bringt eben auch andere Anforderungen für die Gestaltenden mit, denen in der Ausbildung an den theologischen Fakultäten und den Predigtseminaren Rechnung zu tragen ist.

Die homiletische-liturgische Landschaft ist reicher geworden, was auch an der Vielfalt der an den theologischen Fakultäten zu findenden Verkündigungskonzepte auszumachen ist. Deutlich wird dies auch daran, dass weniger von „Verkündigung des Evangeliums“ und mehr von seiner Kommunikation gesprochen wird. Zur vorlesungshaften Darbietung historisch-kritischer Exegeseergebnisse und der glaubenweckenden, missionarischen Evangelisationsrede vergangener Tage haben sich rezeptionsästhetische Konzepte gesellt wie auch kommunikativ-kreative Formen unter Berücksichtigung der politisch-ethischen-prophetischen oder seelsorglich-diakonischen-heilsamen Spielarten in allen möglichen Kombinationen. Es wäre m.E. angebracht eine Homiletik zu entwerfen, die von einer Typologie des Predigers/der Predigerin ausgeht, die mit den Bedürfnissen, Bekenntnissen und Erwartungen der jeweiligen Gemeindeprofile korrespondiert.

Im Seminar „Wortwerden“ in Braunschweig kann ich verschiedene rhetorische Modelle und Spielarten ausprobieren: den TED-Talk, der in Amerika außerhalb der Homiletik entstanden ist als Form, auch wissenschaftstheoretische Themen so aufzubereiten, dass die Zuhörenden mitgenommen und angesprochen werden, die „Leichte Sprache“ mit ihrem Anspruch, Rede und Text verständlich und nachvollziehbar an die Auffassungsgabe der Zuhörenden anzupassen und den Preachslam als kirchliche Variante des schon lange etablierten Poetryslam, in dem Inhalte in eine poetische, provokante, prägnante aber immer auch unterhaltsame Form gegossen werden.

Das reflektierte Ausprobieren und Austesten der eigenen Möglichkeiten findet dann für mich seine konsequente Weiterführung in einem persönlichen Text- und Auftrittcoaching am Zentrum für evangelische Gottesdienst und Predigtkultur. Ich merke schnell, dass dies in der alltäglichen homiletisch-liturgischen Praxis viel zu kurz kommt. Im Gespräch mit Dietrich Sagert und Alexander Deeg nehme ich überrascht und dankbar zur Kenntnis, dass dieses Angebot zum Standard des entsprechenden Seminars an der Uni Leipzig gehört. Ich nehme mit, dass meine Person mit ihrem Auftreten, ihrer Theologie und ihrem Glauben genuin und unlösbar zum Verkündigungsprozess der Kommunikation des Evangeliums gehört.

3. Die Herausforderungen

Ich bin dankbar für diese Studienreise mit ihren erwarteten und überraschenden Stationen, Standorten und Aussichten, die es mir ermöglichten, einen Blick auf die aktuelle theologische Forschungslandschaft zu werfen zu.

Ich nehme wahr, dass in den letzten Jahren auch und gerade die Theologie wesentlich globaler und internationaler aufgestellt ist. Dass englisch- französisch- oder andersspra-

chige theologische Literatur im Originaltext zur Kenntnis genommen werden kann, wird in allen Disziplinen selbstverständlich vorausgesetzt.

Ich mache die Beobachtung, dass auch hier die Mühlen langsam mahlen. Es braucht seine (zu lange?!) Zeit, bis Forschungsergebnisse in der Lehre ihren Platz finden und über die Ausbildung in der pastoralen und gemeindlichen Wirklichkeit landen. Wenn ich dann noch berücksichtige, wie selektiv, biografie- und interessengeleitet ich studiert habe und wie rein funktional und anwendungsorientiert ich den theologischen Diskurs verfolge und antizipiere, dann brauche ich mich über einige meiner Überraschungen im Erkenntnisprozess dieses Studiensemesters eigentlich nicht zu wundern.

Aber all die bisher geschilderten Beobachtungen machen mir eins deutlich: es geht um den Spagat zwischen religionssoziologischen Erkenntnissen und einem zeitgemäß zu gestaltenden Verkündigungsauftrag bzw. einer Ortsbestimmung konkreter Gemeindewirklichkeit in sich stark verändernden Zeiten.

Dies bedeutet auch, dass die mitarbeitenden und mitgestaltenden Menschen gerade im gottesdienstlichen Geschehen von Liturgie und Verkündigung in der Gemeinde unbedingt in ihrem Tun und Lassen reflektierend und motivierend begleitet und gefördert werden müssen. Der Lyriker Christian Lehnert, der mit Alexander Deeg zusammen die Vorlesung „Sprache im Gottesdienst“ gestaltete, machte dies am Beispiel des Gebetes deutlich. Das öffentliche Gebet unterscheidet sich vom „stillen Kämmerlein“ eben dadurch, dass ich meine Worte und meine Sprache identifizierend oder abgrenzend anderen zur Verfügung stelle. Sprache schafft und gestaltet Wirklichkeit, Wirklichkeit prägt und verändert Sprache. In der Öffentlichkeit des gottesdienstlichen Handelns haben wir dem immer wieder Rechnung zu tragen, in dem wir das Wort in den Worten wagen und uns aus den Büchern vorlesen, an denen Gott als Schriftsteller unseres Daseins mitgeschrieben hat.

Und ich merke, dass für mich die Verarbeitung der gewonnenen Erkenntnisse, der gemachten Beobachtungen jetzt erst anfängt. Alle Überlegungen, all die Lektüre und Gespräche führen mich am Ende zu der Herausforderung, dass ich mir Rechenschaft ablegen muss über meine eigene Theologie, meine eigenen Zugänge zu den großen Wort „Gott“, „Jesus“, „Geist“, „Bibel“, „Gemeinde“, „Gottesdienst“, „Predigt“, „Nachfolge“ und „Pastor“.

Auf diesem Hintergrund versuche ich mich an Beschreibungen all der mich bewegenden persönlichen und pastoralen Lebensfelder wie hier z.B. für Gottesdienst und Predigt, andere müssen und werden folgen:

„Gottesdienst ist eine ständig sich erneuernde und wiederholende Suchbewegung: Gott sucht den Menschen auf, der Mensch sucht nach Gott in seiner je aktuellen Lebenswirklichkeit. Gemeinsam suchen wir nach Worten und Formen, damit in diesem Prozess etwas Heilsames, Wegweisendes, Orientierendes geschehen kann. Die Mitte ist der im Heiligen Geist sich offenbarende und so erfahrbare Jesus Christus. Von ihm her und auf ihn hin sind alle Sprachspiele und Ausformungen, Gestaltungen und Fragestellungen neu zu suchen und zu finden. Wenn sie eine Zeit lang getragen haben, müssen sie sich vielleicht etwas ausruhen und Neuem Platz machen, bis sie wieder eine Rolle spielen können.“

„Predigt ist dasjenige kreativ-konstruktive Kommunikationsgeschehen, das immer wieder neu den Menschen den gekreuzigten und auferstandenen Christus mit allen zur Verfügung

stehenden medialen Mitteln vor Augen malt. Predigt ist die Kunst aufrüttelnd, verstörend, tröstend, wegweisend, ironisch, faszinierend, irritierend die Verhältnisse zum Tanzen und Christus in den Lebensverhältnissen der Menschen zur Sprache zu bringen. Sie kann jede Form annehmen vom Monolog der erbaulichen Rede über die dramaturgische Inszenierung von Glaubensgeschichten bis hin zur symbolisch-rituellen Darstellung von biblisch-archetypischen Bilderwelten.“

Jenseits und diesseits aller Bekenntnisschriften und anderen Traditionen, aller Erwartungen und Gewohnheiten, allen Kirchenrechts und Verwaltungsvorschriften kann ich der einen Gretchenfrage nicht ausweichen: „Wie hältst Du es mit der Religion?“ und der darauf folgenden Frage des Faust „Muss man glauben?“, die unweigerlich zu der einen führt: „Was will ich glauben?“ oder „Was darf ich glauben?“

4. Die Literatur:

Barth, Ulrich, Die hermeneutische Krise des altprotestantischen Schriftprinzips. Francke – Baumgarten – Semler, in: ders., Aufgeklärter Protestantismus, Tübingen 2004, S. 167–199.

Döbert, Markus, Posthermeneutische Theologie. Plädoyer für ein neues Paradigma; in: ReligionsKulturen Band 3; Stuttgart, 2009;

Pollack, Detlef/Rosta, Gergely, Religion in der Moderne. Ein internationaler Vergleich (Religion und Moderne 1), Frankfurt/New York: Campus Verlag 2015

Charbonnier, Lars, u.a. Homiletik. Aktuelle Konzepte und ihre Umsetzung; Göttingen 2012;

Campbell Charles/Cilliers, Johan, Was die Welt zum Narren hält. Predigt als Torheit; Leipzig 2015;

Eißler, Friedmann/Funkschmidt, Kai (Hg.) Missionsverzicht? Mission, interreligiöser Dialog und gesellschaftlicher Frieden; in: EZW-Texte 248;

Frisch, Ralf, Alles gut. Warum Karl Barths Theologie ihre beste Zeit noch vor sich hat; 2. Auflage, Zürich 2018;

Funkschmidt, Kai (Hg.), Esoterik in der Kirche; in: EZW-texte 244;

Garth, Alexander, Gottloser Westen? Chancen für Glauben und Kirche in einer entchristliche Welt; Leipzig 2017;

Hempelmann, Reinhard, u.a. (Hg.), Heute glauben in Europa. Zwischen Religionsdistanz und Religionsfanatismus; in: EZW-Texte 247;

Herbst, Michael, Lebendig! Vom Geheimnis mündigen Christseins; Holzgerlingen 2018;

Hirsch, Emanuel, Hilfsbuch zum Studium der Dogmatik, V. Der Glaube an das Wort Gottes; Abschnitte 23-27: Martin Luther; 3. Auflage, Berlin 1958; S. 74 – 98.

Kuch, Michael, Herzenssache und Gottesmut. Martin Luther und das Lebensgefühl des Glaubens; Gütersloh 2017;

Luhmann, Niklas, Die Gesellschaft der Gesellschaft, Frankfurt am Main, 9. Auflage, 2015, S. 249-302.

Marschies, Christoph, Das antike Christentum. Frömmigkeit, Lebensformen, Institutionen; 3. Auflage 2016;

Nicol, Martin, Einander ins Bild setzen. Dramaturgische Homiletik, 2. Auflage, Göttingen 2005;

Nitsche, Bernhard, Frömmigkeit und Marktförmigkeit. Zur Sozioökonomie von Heilsökonomien; in: EZW-Texte 243;

Raatz, Georg, Schriftprinzip oder Wesensbestimmung des Christentums? – Anmerkungen zur Differenz von Luthers normativem Schriftprinzip und faktischem Schriftgebrauch, in: Pastoraltheologie 2015/4, Göttingen 2015, S. 159-172.

Schleiermacher, Friedrich, Der christliche Glaube nach den Grundsätzen der evangelischen Kirche im Zusammenhange dargestellt, 2. Auflage (1830/31), §§ 127-132.

Schröter, Jens, Jesus. Jude aus Galiläa – Retter der Welt; in: Biblische Gestalten, Band 15; 6. Auflage, Leipzig 2017;

Tillich, Paul, Systematische Theologie, Bd. 1, S. 44-65; Die Quellen der systematischen Theologie; Erfahrung und systematische Theologie; Die Norm der systematischen Theologie; 3. Auflage, Stuttgart 1956;

Vogt, Fabian, 2017. Die neue Reformation; Asslar/München 2012;

Wagner, Falk, Zwischen Autoritätsanspruch und Krise des Schriftprinzips, in: ders., Zur gegenwärtigen Lage des Protestantismus, Gütersloh 1995, S. 68-88.

... und immer wieder eine wöchentlich vollständig gelesene Ausgabe der ZEIT!

POST-CREDIT SCENE:

Ich sitze in der südlichen Bretagne an einem Strand in Concarneau und schaue meiner neunjährigen Tochter dabei zu, wie sie Krebse von den Felsen pflückt und in einen Eimer mit Wasser legt, um sie wenig später im tieferen Wasser wieder frei zu lassen. Sie will sie vor all den anderen Sammlern retten, von denen wir ja nicht wissen, was sie mit ihnen machen wollen. Vielleicht werden sie sogar gekocht, wie sie befürchtet. Später erfahren wir, dass die meisten wieder freigelassen werden, da sie einfach ungenießbar sind. Aber die Absicht zählt.

Wir wären nicht hier, wenn es das Studiensemester nicht gegeben hätte. Als meine Mutter mit meiner Tochter mich zu Luthers Hochzeit besuchten, ging mir auf, dass ich ja schlecht über drei Monate weg sein kann, nur um wieder zu kommen und eine Woche später alleine in den gebuchten Urlaub zu fahren. Also fragte ich meine Tochter, ob sie Lust hätte mit zu kommen für vierzehn Tage in die Bretagne: ohne Pool und Animation, kein „all inclusive“ und keine Kinderbetreuung, nur eine zwar wunderschöne aber abseits gelegene Ferienwohnung in einer umgebauten Mühle, also nur Tochter und Vater pur. Auf so ein Abenteuer hatten wir uns noch nie eingelassen. Es werden wunderschöne Tage, aus denen das Bedürfnis wuchs dieses „Vater-Tochter-Ding“ jetzt häufiger zu machen.

Manchmal ist es eben nicht die hohe Theologie, mit der ich versuche das große Ganze zu verstehen, die über den Erfolg eines Studiensemesters entscheidet. Manchmal sind es diese scheinbar normal-nebensächlichen Dinge, die mir Lust und Liebe zum Leben schenken. Das Pendant zum karnevalistischen Helau und Alaaf bei Luthers Hochzeit ist ein überall und jederzeit angestimmtes „Jubel!“, auf das dann alle mit einem lauten, fröhlichen „Jubel!“ antworten. Ich höre darin auch ein kräftiges „Halleluja!“ mit, auf das wir alle dann antworten mit einem kräftigen „.....“